

Die Zukunft des Gebens Wie eine Erbin das Stiften verändern will und die Minizinsen gute Taten verhindern

„Ich zahle gerne mehr Steuern“

Ise Bosch ist seit Geburt Millionärin – die Enkelin von Robert Bosch hat Stiften zum Beruf gemacht. Reiche sollten nicht einfach nur Schecks abwerfen, findet sie, sondern sich an ihren Taten messen lassen. Trotz ihres Geldes kümmert sie sich selbst um ihre Wäsche

INTERVIEW: MALTE CONRADI
UND KRISTINA LÄSKER

Ise Bosch empfängt in einem Backsteinhaus nahe Hamburg. Oben ist ein Loft ausgebaut, eine Hängematte baumelt von der Decke, die Stifterin hat Tee gekocht. Es sieht nicht aus wie bei reichen Leuten. Aber die 48-jährige Unternehmerin macht mit ihrem Geld auch ganz andere Dinge als andere Reiche.

SZ: Frau Bosch, als der SAP-Milliardär Hasso Plattner kürzlich versprach, die Hälfte seines privaten Vermögens zu spenden, gab es viel Spott. Wie kann das sein, wenn einer Geld verschenkt?

Ise Bosch: Es gibt einen Reflex in Deutschland: Wer sich mit Geld in die Öffentlichkeit begibt, den will man vom Sockel stoßen. Das ist auch Hasso Plattner passiert. Die meisten Leute haben keine realistische Vorstellung von Reichtum. Wir leben immer noch in einer Klassengesellschaft.

Sie selbst sind seit Geburt Millionärin, das Geld stammt aus der Firma Ihres Großvaters Robert Bosch. Wie reagieren die Menschen darauf?

Es kursieren negative Bilder von Reichen – oder übertrieben positive. Es gibt viel Fiktion darüber, wie Reiche so sind. Mir wäre lieber, die Leute würden die Reichen an ihren Taten messen. Also: Was taugt das Hasso-Plattner-Institut, wo Hunderte Studenten Abschlüsse gemacht haben? Könnte man recherchieren. Stattdessen greift man ihn an: Der Mann will doch nur gut aussehen!

Woher kommt diese Häme?

Damit schafft man ein politisches Argument: Reiche mehr besteuern.

Und – sollte man?

Ja, natürlich. Bei der Vermögensteuer ist das nicht so einfach. Sie wurde ja abgeschafft, weil sie mehr kostete, als sie einbrachte. Der bessere Hebel ist die Einkommensteuer: Der Spitzensteuersatz sollte steigen und die Steuern auf Kapitalkünfte gleich mit. Ich zahle gerne mehr Steuern.

Sie zahlen zu wenig?

Ich finde schon. Was ich seit Jahrzehnten beobachte, sind Steuergeschenke. Reiche werden nicht ordentlich belangt. Das sorgt dafür, dass sie noch reicher werden. Es wird gerade das Wirtschaftswunder vererbt. Und zwar an 50- bis 70-Jährige, die ohnehin schon gut verdienen.

Das ist noch nichts Schlechtes.

Nein, Vermögen an sich ist gar nichts Schlechtes, die ungleiche Verteilung ist das Problem. Zugleich werden ja Einkommen aus Arbeit stärker belastet. Und glauben Sie mir: Als ehemalige freiberufliche Musikerin weiß ich gut, wie wenig viele gut ausgebildete Menschen verdienen. Die Schere geht auseinander: Wir haben zu wenig Durchlässigkeit in der Gesellschaft.

Als Enkelin von Robert Bosch haben Sie Konzernanteile geerbt. Was machen Sie damit?

Ich engagiere mich bei der Frauenstiftung Filia und betreibe die Dreilinden gGmbH, die sich um Rechte von Schwulen, Lesben und Transsexuellen kümmert. Und ich habe ein Netzwerk namens Pecunia für reiche Erbinnen ausgebaut. Das machen meine fünf Geschwister übrigens ähnlich: Von den Ausschüttungen aus der Firma wird viel gespendet. Ich tue, was mir am Herzen liegt – ein prima Beruf.

Geld ausgeben ist ein Beruf?

Und ein schwieriger dazu. Ich habe mich vor vielen Jahren gefragt: Was passt mir nicht an der Welt, und wo kann ich mit meinem Geld einen Unterschied machen? Dafür habe ich mir Zeit genommen und ein persönliches Mission-Statement formuliert.

Ich muss viel recherchieren, ich reise viel. Aber keine Sorge, ich gönne mir auch Pausen. Und ich meditiere viel.

Klingt nach Luxusjob.

Wissen Sie, was blöd ist? Als Reiche hat man keinen Grund zu jammern – dabei hat man so verdammt viele Entscheidungen zu fällen. Diese Freiheit muss man aushalten. An meiner Garagentür hängt ein Schild: Freiheit aushalten. Die meisten denken, es heißt Ausfahrt frei halten.

Freiheit aushalten? Sie könnten Ihr Geld doch einfach genießen.

Klar, mir wird oft gesagt: Toll, dass du so viel machst, müsstest du ja gar nicht. Aber für mich ist nichts zu tun wirklich keine Option. Es geht nicht darum, dass ich toll erscheinen möchte. Dieser komische Gutmenschen-Vorwurf taucht sowieso auf, sobald man sich engagiert.

Warum tun Sie das alles also?

Das machen wir so in der Familie: Wir nennen es die Tradition des denkenden Menschen. Sie sagen das am besten auf Schwäbisch: „der dengende Mensch“. Danach ist es nicht gut, wenn es so sehr auseinandergeht in der Gesellschaft. Wir handeln nach dem Bosch-Geist.

Was meinen Sie?

Das meint den Willen, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Mein Großvater stiftete und spendete zu Lebzeiten, wie er nur konnte. Und er brachte sich im Widerstand gegen Adolf Hitler in Gefahr, er brachte Juden aus dem Land. Die Firma Bosch war der liberale Widerstand im Südwesten.

Was würde Ihr Großvater heute tun?

Vielleicht etwas für Europa – er war ein echter Europa-Fan. Nach dem Ersten Weltkrieg reiste er in Frankreich herum, um deutsche und französische Veteranen zu versöhnen. 1942 starb er, aber er hätte die europäische Einigung begrüßt. Schlampe, wie sie jetzt in Zypern und Griechenland aufgetaucht ist, hätte ihn sehr aufgeregt, aber auch unser Umgang damit.

Aber wie entscheiden Sie sich persönlich für bestimmte Themen?

Das kommt aus meiner Erfahrung: Ich habe eine solide lesbische Sozialisierung, 15 Jahre war ich in Frauenbeziehungen. Jetzt bin ich seit zehn Jahren glücklich mit einem Mann zusammen. Aber ich bin eine politische Lesbe geblieben. Daher mein Engagement für Geschlechterthemen. Das fing schon mit Mitte 20 an, als ich zum Studieren in den USA war. Dort gibt es gute philanthropische Berater.

Da lassen sich reiche Erben im Spenden schulen?

Ja klar. Spenden ist nichts, was man mal eben so machen kann. In meiner Jugend schickte ich häufig Schecks an Projekte, die ich für wichtig hielt. Aber ich habe schnell gemerkt, so geht es nicht. Es ist enorm arbeitsaufwendig, Organisationen zu finden, die das Geld in meinem Sinne einsetzen. Dafür arbeite ich heute in Vollzeit. Wie gesagt: Spenden ist ein Beruf.

Für viele Reiche wohl eher Hobby.

Ich weiß, Wohltätigkeit ist in den Augen der meisten Menschen etwas, das man nebenbei macht. Wir sollten die Wohltätigkeit professionalisieren. Wir müssen Maßstäbe anlegen wie ein Unternehmer. Natürlich gibt es Menschen, die einfach mal einen Scheck abwerfen, und der Rest wird für sie organisiert. Aber so kann man nur in Bereichen helfen, in denen es schon Strukturen gibt, wie in der Oper.

Es gibt so viele Probleme auf der Welt, bei denen Sie helfen könnten.

Stimmt, das muss man erst lernen. Den Umgang mit Bettelbriefen zum Beispiel: Die Leute schicken viele handgeschriebene



Sie habe kein Händchen dafür, Geld einfach zu verpulvern, sagt Ise Bosch, 48.

FOTO: REGINA SCHMEKEN

Neue Rechte, neue Pflichten

An diesem Mittwoch beginnt in Düsseldorf der Deutsche Stiftungstag. Zu Europas größtem Stiftungskongress werden bis Freitag etwa 1600 Mäzene, Manager, Banker und Berater erwartet. Es gibt viel zu besprechen, denn die Politik hat neue Regeln für die Wohltätigkeitsbranche erlassen. Am 1. März verabschiedete der Bundestag das „Gesetz zur Stärkung des Ehrenamts“. Es handelt es sich um die größte Reform des gemeinnützigen Sektors seit gut sechs Jahren.

Tatsächlich wurde ein Tabubruch gewagt: Deutsche Stiftungen müssen nicht mehr für die Ewigkeit angelegt sein – so wie bisher. Jetzt sind bundesweit auch sogenannte Verbrauchsstiftungen erlaubt. Diese müssen nur maximal zehn Jahre alt werden und dürfen ihr

Kapital komplett ausgeben. Was sinnvoll ist, wenn der Stiftungszweck ohnehin in absehbarer Zeit erfüllt werden kann. „Nicht jeder will für die Ewigkeit stiften“, sagt Hedda Hoffmann-Stuedner, Justiziarin des Bundesverbands Deutscher Stiftungen.

Das neue Gesetz schafft viel Flexibilität. So müssen Stiftungen ihre Erträge und Spenden nun innerhalb von drei Jahren ausgeben. Bisher war das auf zwei Jahre begrenzt. Freie Rücklagen dürfen zwei Jahre lang rückwirkend gebildet werden. Was freiwillige Helfer freuen dürfte: Die Übungsleiterpauschale ist gestiegen. Statt 2100 Euro im Jahr dürfen nun 2400 Euro ohne Steuern und Abgaben ausbezahlt werden. Gleichsam stieg die Ehrenamts-pauschale von 500 auf 720 Euro pro Jahr.

Experten erwarten von den Änderungen allerdings keinen Schub bei Gründungen, dafür aber viele praktische Hilfen. „Durch das Gesetz wird die Arbeit im Stiftungsaltag erleichtert“, sagt Hoffmann-Stuedner.

Die Lust aufs Stiften jedenfalls ist weiter ungebrochen. Ende vergangenen Jahres gab es 19 551 selbstständige Stiftungen in Deutschland – die meisten davon in Nordrhein-Westfalen. 2012 sind 645 Stiftungen dazugekommen. Fast jeden Tag werden zwei weitere Stiftungen errichtet. Dieser Trend wird durch Steueranreize verstärkt. Tatsächlich können Spender bis zu 20 Prozent ihres Einkommens von der Steuer absetzen. Für Stifter ist eine Million Euro steuerlich abzugsfähig, für Ehepaare sind es bis zu zwei Millionen Euro. LÄS

ne Seiten mit schlimmen Schicksalen. Es tut weh, aber man muss sich entscheiden: Was ich tue, funktioniert nur, wenn ich mich darauf konzentriere.

Wir wissen schon: Spenden ist ein Beruf.

Na, im Nebenberuf geht's schon auch. Aber viele Wohlhabende wissen nicht, wie sie ihr Geld sinnvoll einsetzen sollen. Deswegen brauchen wir mehr Beratung. Wenn man es strategisch betreibt, kann spenden effizienter sein als stiften. Alleine schon, weil die Geldanlage so schwierig geworden ist wegen der niedrigen Zinsen. Einige große Stiftungen müssen ihre Aktivitäten stark einschränken.

Wollten Sie Ihr Geld nie einfach verpulvern?

Dafür habe ich kein Händchen. (lacht) Das wäre mir zu anstrengend. Nicht aus Selbstlosigkeit: Ich mag nicht allzu viele bezahlte Dienstleistungen um mich herum haben. Das ist mir unangenehm. Ich kümmere mich gerne um meine eigene Wäsche.

Trotzdem bleibt es ein Verzicht.

Auf was denn? Ich habe, was ich brauche. Ich weiß schon, das klingt doof aus dem Mund einer HNWI, einer High Net Worth Individual. Nach falscher Bescheidenheit.

Gönnen Sie sich keinen Luxus?

Klar. Ich habe Musik studiert. Ich wusste, ich muss damit kein Geld verdienen – das war Luxus. Ich habe ein schönes ausgeglichenes Leben, keinen komplizierten Luxus. Von meinen Eltern habe ich gelernt, dass es besser ist, weniger zu verbrauchen. Und ich habe keine Kinder. Da fällt es leichter, Geld wegzugeben.

Wurde in Ihrer Kindheit aufs Geld geschaut?

Geld war kein großes Thema. Mein Großvater hatte im Testament verfügt, er wolle „keine Drohnen züchten in der Familie“. Er wollte die Nachkommen nicht unverdient superreich machen. Als mein Vater und seine Schwester ausbezahlt wurden, steckten sie die Hälfte in die Heidehof-Stiftung. Die Firma gehört heute zu 92 Prozent der Robert-Bosch-Stiftung. Sieben Prozent sind in Händen der Familie. Das ist immer noch viel. Aber mir wurde vermittelt, dass sparen Spaß machen kann. Es macht unabhängig, wenn man wenig braucht.

Überfluss macht unglücklich?

Unsere Gesellschaft ist konsumgläubig. Wir haben ein System, das darauf setzt, dass viele neue Sachen gekauft werden, keine gebraucht. Nicht, dass Sie mich falsch verstehen: Auch ich liebe neue Sachen – ich habe mir gerade eine tolle Kamera gekauft. Aber es ist mindestens ebenso nett, einen Laden zu verlassen und zu sagen: Brauche ich nicht.

Was sagen Sie, wenn Sie nach Ihrem Job gefragt werden?

Ganz einfach: Ich bin Geschäftsführerin einer mittelgroßen Stiftung. Ich mache da keine Geheimnisse drum. Und ich bewege mich frei. Ich füge mich nicht dem vermeintlichen Gesetz, dass Reiche sich bitte immer an Reichen-Orten aufhalten sollen. Darum geht es mir ja: Reichtum zu demystifizieren.

Was sind denn die Mythen über die Reichen?

Na, der Gala-Aspekt, Hochglanz, alles, worüber man gerne tratscht. Das geht einher mit Neid, aber auch Verachtung.

Vielleicht ist es auch ein Gefühl der Ungerechtigkeit, weil es nun einmal Zufall ist, ob einer erbt oder nicht?

Ja, natürlich, daran ist ja auch nichts Greifbares. Man muss eben das Beste draus machen. Erben ist ein Schicksal so wie Talent oder Schönheit.

In der Finanzklemme

Die Zinskrise spaltet die Stiftungsbranche: Kleine, ertragsschwache Initiativen brauchen neue Erlösquellen. Große, vermögende Häuser sichten in Immobilien um und kooperieren häufiger

Hamburg – Biertisch wird sich wieder an Biertisch reihen in der Altstadt von Braunschweig. Die Menschen werden picknicken, Tänzern zuschauen und Bands lauschen: Mehr als 10 000 Einwohner werden am 2. Juni zum fünften „Bürgerbrunch“ erwartet. „Das ist eine wunderbare Kontaktbörse“, schwärmt Karin Heidemann-Thien, Vorstand der Bürgerstiftung Braunschweig. Sie hat den Brunch einst erfunden. Das Ganze bringe nicht nur Spaß, es bringe auch viel Geld, sagt sie. Pro Tisch kostet die Teilnahme 45 Euro aufwärts. Etwa 40 000 Euro hat die Stiftung zuletzt kassiert. Geld, das in gemeinnützige Projekte fließt wie die Leseförderung oder die Waldspaziergänge für Kinder.

Die Bürgerstifter hätten aus der Not eine Tugend gemacht, erzählt Heidemann-Thien. Anfangs, als kaum eine Idee gab, hätten sie eine Idee gebraucht, „um die Herzen der Braunschweiger zu erweichen“. Es folgte der erste Bürgerbrunch. Heute gibt es viele Nachahmer. „Das ist ein herausragendes Beispiel für gutes Fundraising“, lobt Hans Fleisch, Generalsekretär des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen. Er macht gerne auf die Aktion aufmerksam. Grund: Viele Stiftungen brauchen neue Einnahmequellen. Schuld daran ist die andauernde Finanzkrise. Wegen der



Auch die ZEIT-Stiftung muss auf die Kosten achten: In Hamburg betreibt sie das Bucerius-Kunst-Forum, das Bild zeigt die aktuelle Giacometti-Ausstellung. FOTO: ULRICH PERRY

Erstmals tagt dort ein Podium zum Fundraising für Stiftungen. „Die Diskussion ist schon jetzt völlig überbucht“, sagt Veranstalter Fleisch. Viele Workshops behandeln die Anlage von Stiftungsvermögen. „Gerade kleinere Stiftungen sollten das nicht mehr als lästige Nebenaufgabe betrachten.“ Konservativ geschätzt, verfügen deutsche Stiftungen über ein Vermö-

gen von 100 Milliarden Euro. Und das soll so bleiben: Per Gesetz sind Stiftungen dazu verpflichtet, ihr Kapital zu erhalten. Als Maßstab dient häufig die Inflation, damit der reale Wert bestehen bleibt. Klingt machbar, im April ist die Inflationsrate auf 1,2 Prozent gesunken. Doch auch die Leitzinsen sind niedrig. Die Europäische Zentralbank hat sie jüngst auf 0,50 Prozent gesenkt – damit fallen auch Zinsen auf Sparanlagen oder Bundesschatzbriefe.

So spaltet die Zinskrise die Stiftungsbranche: Es gibt viele kleine Initiativen, die – auch wegen renditeschwacher Wertpapiere – in der Finanzklemme stecken. Und es gibt wenige große Häuser, denen es gut geht. Auch, weil sie stärker vom Wohl einer Firma abhängen und weniger vom Zinsniveau. Oder weil sie verstärkt in Aktien investiert sind, die gerade wieder steigen. Zu den wenigen Glücklichen gehört die Körber-Stiftung in Hamburg. Sie ist die Alleinaktionärin der Körber AG, einer internationalen Maschinenbau-Holding. Gründer Kurt Körber schuf einst die operative Stiftung. Im Büro von Stiftungschef Christian Wriedt reckt ein roter Buddha die Arme in die Luft und jubelt. Wriedt wäre wohl zu höflich, um es ihm gleichzutun, doch seine Worte klingen ähnlich. „Wir sind in einer unfassbar komfortablen Situation“,

sagt der 61-Jährige. „Andere Stiftungen schnappen im Augenblick finanziell ziemlich nach Luft.“ 520 Millionen Euro umfasst das Stiftungsvermögen, es speist sich aus zwei Quellen. Gut 60 Prozent stecken in Aktien der Körber AG. Für 2012 wurde bereits eine üppige Dividende überwiesen. Etwa 16,6 Millionen Euro werden 2013 in gemeinnützige Projekte fließen. Etwa in die Demokratie-Projekte oder in die Förderung von praxisorientiertem Unterricht in naturwissenschaftlichen Fächern.

Für Wriedt haben die Krise und die Ausschläge an den Aktienmärkten dennoch zu einem großen Schwenk in der Anlage geführt. Künftig will die Körber-Stiftung ihr freies Vermögen (40 Prozent) nicht mehr in Aktien stecken, sondern komplett in Immobilien. Eine Vorsichtsmaßnahme. „Gute Immobilien überdauern auch schwache Zeiten“, sagt der Stiftungschef. Die Körber-Stiftung ist nicht die einzige Stiftung, die derzeit nach Gebäuden sucht. „Immobilien spielen bei Stiftungen eine zunehmend größere Rolle“, sagt Matthias Wittenburg. Der 44-Jährige sitzt im Vorstand der HSH Nordbank, er ist für Stiftungen zuständig. Der Top-Banker beobachtet, dass mehr und mehr Kunden unter der Zinskrise ächzen. Tatsächlich würde Wittenburg manchem Mäzen heute davon ab-

raten, eine neue Stiftung zu gründen. Weil diese womöglich zu klein ist, um genug Erträge abzuwerfen. Mancher solle sein Geld lieber anderen geben, meint Wittenburg: „Es kann sinnvoller sein, eine Zustiftung in eine bestehende Stiftung zu machen.“

Von solchen Zustiftungen will die ZEIT-Stiftung in Hamburg profitieren. „Wir wollen potenzielle Stifter überzeugen, unter unser Dach zu schlüpfen“, sagt Finanzvorstand Michael Berndt. Das bietet einige Vorteile: Damit wird die Schlagkraft der Dach-Stiftung größer. Und der Zustifter kann die – schwierige bisweilen lästige – Vermögensverwaltung abgeben. Eine Zustiftung hat die ZEIT-Stiftung bereits bekommen: In Kalifornien wurde das Erbe eines deutschstämmigen Professors an eine US-Niederlassung der ZEIT-Stiftung gestiftet, es flossen 650 000 Dollar. Dafür vergibt die Stiftung bald Stipendien für Geisteswissenschaftler und benennt diese nach dem Geldgeber: Arnold Heidsieck Scholarship Fund. „Diese Lösung dient allen“, meint Berndt. Eines haben ZEIT- und Körber-Stiftung gemeinsam. Im Zuge der Zinskrise mussten sie ihr Kostenbewusstsein schärfen und häufiger mit anderen zusammenarbeiten, bestätigt Vorstand Berndt. „Wir kooperieren stärker denn je mit anderen Stiftungen.“ KRISTINA LÄSKER